



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Liebe Petrea, meine Episteln nehmen allmählich die Form der Tagebuchblätter an, die du von meinen Reisen her gewohnt bist, und in diesem Sinne machen sie mir selbst Freude. Hoffentlich auch dir das Lesen, obgleich deine bekannte, etwas kritische Aber dich den Leistungen deines alten Bruders gegenüber nicht immer zu dem mildesten Richter macht.

Doch jetzt Spaß beiseite, und die besten Grüße von deinem Friedrich

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Das russisch-englische Abkommen und die deutsche Kritik. Die Politik der Mächte im nahen Orient. Der österreichisch-ungarische Ausgleich. Der nationalliberale Parteitag. Zentrumsintrigen. Der Prozeß Roeren-Schmidt.)

Die Erörterungen über Inhalt und Wirkungen des englisch-russischen Abkommens sind noch in vollem Gange. Dabei kommt auch der im Frühjahr so viel behandelte Gedanke wieder zur Geltung, Deutschland sei nun durch die englische Politik vollständig „eingekreist“. Nahrung hat diese Ansicht aufs neue durch einige Bemerkungen des Pariser Temps erhalten, der seine Befriedigung ausdrückte, daß Frankreich durch die freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland und England jetzt nach der Verständigung dieser beiden Mächte in den Mittelpunkt getreten sei, woran sich die freundliche Bemerkung knüpfte, daß Deutschland nun nicht mehr zu fürchten sei. Das war wenigstens der Sinn der in der Form natürlich vorsichtiger gehaltenen Anspielung.

Es ist vielleicht notwendig, daran zu erinnern, daß der Abschluß des englisch-russischen Abkommens keine irgendwie überraschende Tatsache ist. Daß es dahin kommen würde, war ja im Frühjahr schon bekannt; neu ist nur der Inhalt des Abkommens, der zu keiner besondern Beunruhigung Anlaß gibt, wenn die Tatsache der Verständigung selbst nicht etwa die Ursache der Besorgnisse bildet. Damals, als der Gedanke der Einkreisungspolitik alle Köpfe beherrschte und eine ungewöhnliche Nervosität erzeugte, haben wir darauf hingewiesen, daß unsre geographische Lage und die allgemeinen Verhältnisse der Weltpolitik uns überhaupt nicht gestatten, uns in friedlichen Schlummer wiegen zu lassen, daß wir als ein Land der Mitte immer mit feindlichen Kräften, die gegen uns tätig sind, zu rechnen haben, daß wir, nachdem ein Staatsmann wie Bismarck von der Bühne der Weltgeschichte abgetreten war, in keinem Falle darauf zu rechnen hatten, die lediglich von der Persönlichkeit Bismarcks ausgehenden Nachwirkungen festhalten zu können — mit andern Worten, daß die Besorgnis vor einer „Einkreisung“ nur das gelegentlich verschärfte Gefühl für einen Zustand ist, der seit der neuesten Entwicklung der weltpolitischen Interessen für einen Staat in zentraler Lage fast als der normale bezeichnet werden muß. Solche Urteile wird man freilich von Zeit zu Zeit einer Revision unterziehen müssen, denn an Verschiebungen der Lage fehlt es in unsrer beweglichen Zeit nicht. Haben nun vielleicht die neuesten Erfahrungen irgendeinen Anlaß geboten, die Lage anders aufzufassen? Es dürfte schwer sein, diesen Nachweis zu führen. Höchstens ist seitdem eine merkbare Verbesserung der deutsch-englischen Beziehungen eingetreten; es ist also aus der Weltlage gerade das Moment entfernt worden, woraus die Nervosität unsrer öffentlichen Meinung entstanden war.

Grenzboten IV 1907

14



Wie man nun aber auch die Vorgänge in der Politik der auswärtigen Mächte auffassen mag, die Grundlage ist ja allerdings immer festzuhalten, daß wir eine Politik der Wachsamkeit und des ruhigen Selbstbewußtseins beobachten müssen, damit wir in allen Wechselfällen, denen wir ausgesetzt sind, unsere volle Kraft zur Geltung bringen können. Entspricht nun eine Politik, die sich überall ihre Besorgnisse merken läßt und überall Ansprüche erhebt, die sie gar nicht verfolgen kann, dieser Anforderung? Gewiß nicht! Und deshalb sind wir der Meinung, daß die vielen wohlgemeinten Kritiken und Klagen über die seit der Verständigung zwischen Rußland und England vollzogene Einkreisung Deutschlands weder nützlich noch würdig sind. Was die beiden asiatischen Mächte untereinander abgemacht haben, berührt die Interessen, auf deren Berücksichtigung wir Anspruch haben, tatsächlich nicht. England und Rußland haben sich verständigt, weil gewisse eigne Interessen, in denen Deutschland gar keine Rolle spielt, ihnen dies geboten hat. Wenn wir freilich allen auswärtigen Mächten nicht gestatten wollen, ihre weltpolitischen Interessen, in denen sie sich berühren, nach ihrem Sinne zu ordnen, nur weil sie in Europa räumlich um unser Land gruppiert sind, so würde in diesem Vorgehen das Eingeständnis liegen, daß wir nicht eine kraftvolle Interessenpolitik, sondern die Politik einer ziellosen und unklaren Begehrlichkeit treiben wollen, und erst dann würden die Gründe, die die andern Mächte bei ihren verschiedenen gegenseitigen Abmachungen geleitet haben, eine deutschfeindliche Spitze von gefahrdrohender Art erhalten. Es ist natürlich sehr bequem, den Leuten, die an den beständigen Kassandrarußen, mit denen unsere auswärtige Politik von manchen Seiten begleitet wird, keinen Geschmack finden, den Vorwurf eines „rosenfarbnen Optimismus“ zu machen. Das klingt sehr weise, es ist aber nichts dahinter. Denn dieser angebliche Optimismus wendet sich gar nicht gegen die Auffassung, daß unsere Lage große Gefahren in sich schließt, sondern nur gegen die falsche Taktik, die in dieser Kassandramethode enthalten ist. Diese Taktik kennzeichnet sich dadurch, daß einerseits verlangt wird, das Deutsche Reich solle überall dabei sein und sich überall einen guten Bissen sichern, also anstatt einer vernünftigen Realpolitik einem ungesunden Machthunger folgen. Wo aber das Reich wirklich genötigt ist, in Wahrnehmung seiner berechtigten Interessen einmal etwas weiter auszugreifen, da wird andererseits der Sache ein anderer Zweck untergeschoben. Es wird dann einfach vorausgesetzt, daß diese Politik unternommen worden sei, nicht um wirklicher Interessen willen, sondern um den Hans Dampf in allen Gassen zu spielen. Und wenn dann der Erfolg dieser Voraussetzung nicht entspricht, so redet man von Rückzug und Niederlage. Diesen Fall haben wir bei der Marokkofrage erlebt. Berechtigt ist natürlich jede Kritik an der auswärtigen Politik des Reiches, wenn sie selbst ein klares und erreichbares Ziel aufstellt und die Wirkungen ihrer Urteile auf das Ausland im Auge behält. Das unablässige Klagen aber über Benachteiligung und Feindseligkeit von seiten der auswärtigen Mächte, wo wir in Wirklichkeit gar keine Schädigung unserer realen Interessen und vernünftigen Ziele erfahren haben, kann uns unmöglich Achtung und Sympathien verschaffen, muß uns vielmehr im Auslande den Ruf ungerechtfertigter Begehrlichkeit eintragen und uns zugleich schwächer erscheinen lassen, als wir wirklich sind. Das sind Gedanken, die man schwer unterdrücken kann, wenn man so manche Kommentare über die Bedeutung des englisch-russischen Abkommens für uns liest. Man darf sich eben in politische Abenteuer nur dann einlassen, wenn sie wirklich wert sind, daß man nötigenfalls die „Knochen des pommerschen Musketiers“ — wie Fürst Bismarck sagte — dafür einsetzt.

Für die Würdigung unserer Interessen läßt sich natürlich kein für alle Zeiten giltiges Schema aufstellen. Unsere wirtschaftlichen Beziehungen reichen heute im nahen Orient viel weiter als noch vor einem Menschenalter. Diktirt sind ja auch



die Bedenken wegen der englisch-russischen Verständigung vor allem von der Sorge um die Bagdadbahn. Aber diese Frage wie alle andern, die die Türkei betreffen, sind mit Bedacht von den Abmachungen ausgeschlossen worden. Die Behauptung, daß sie trotzdem in Geheimartikeln behandelt worden seien, hält vor näherer Prüfung nicht Stich. Die Verantwortung für eine geheim zu haltende englisch-russische Sonderpolitik im Gebiete der Türkei würde keine englische Regierung ihrem Parlament gegenüber zu übernehmen wagen. Es wäre auch ein sehr schlecht gewähltes Mittel, den wirtschaftlichen und politischen Einfluß Deutschlands in der Türkei zu bekämpfen. Und dieser Einfluß ist keineswegs geschwächt, seitdem die Türkei wieder einmal hat erfahren müssen, daß sie sich durch Annahme deutscher Ratschläge manchen Verdruß hätte ersparen können.

Das bezieht sich auf die mazedonische Frage, in der neuerdings die russische und die österreichisch-ungarische Regierung auf Grund der Besprechungen der Minister Iswolski und Baron Mehrenthal beschlossen haben, die Verwirklichung des Münzsteger Programms einen Schritt weiter zu führen. Es gilt vor allem dem Bandenwesen in Mazedonien ein Ende zu machen und auf die Durchführung einer Justizreform zu dringen. Für die Pforte ist dieses Eingreifen keineswegs angenehm. Deutschland hatte, getreu dem Programm, wonach es den Münzsteger Abmachungen moralische Unterstützung zugesichert hatte, der Pforte den Rat gegeben, die Justizreform energisch in die Hand zu nehmen und den Forderungen der Kaisermächte möglichst zuvorzukommen. Es hatte darauf hingewiesen, daß sonst die peinliche, dem Ansehen der Pforte höchst schädliche Lage entstehen müsse, in der sich die Türkei jetzt wirklich befindet. Wie es scheint, hat sich die Pforte an den Eindruck geklammert, daß sich die Westmächte der Politik der Kaisermächte nicht anschließen würden. Nun ist eingetreten, was Deutschland warnend vorausgesagt hatte: daß sich nämlich die Türkei einem verstärkten Druck gegenüber befindet, nachdem sich König Eduard mit Kaiser Franz Joseph über die Balkanfragen verständigt hat, und eine Annäherung der Westmächte an die Ostmächte erfolgt ist. Dadurch werden die Hoffnungen wieder zunichte gemacht, die die Pforte anscheinend auf die Schwächung Rußlands seit dem japanischen Kriege gesetzt hat. Die Frage der mazedonischen Reformen wird nun wohl lebhafter in Fluß kommen.

Unser befreundeter und verbündeter Nachbarstaat Österreich-Ungarn scheint soeben glücklich über eine Krisis hinweggekommen zu sein, die auch für uns und unsre internationale Stellung bedeutungsvoll hätte werden können. Bei den Ausgleichsverhandlungen zwischen Österreich und Ungarn ist es, nachdem schon das Schlimmste prophezeit worden war, endlich zu einer grundsätzlichen Verständigung in den Hauptpunkten gekommen. Die Einzelheiten sind in dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht bekannt, werden vielmehr bis zum endgültigen Abschluß der Verhandlungen noch streng geheim gehalten. Doch ist die nun feststehende Tatsache der Verständigung erfreulich genug. Die Ausgleichsverhandlungen, die seit 1867 alle zehn Jahre die nähern Beziehungen zwischen den beiden Reichshälften auf der vor vierzig Jahren festgelegten allgemeinen Grundlage zu regeln haben, erinnern in Verlauf und Charakter an die periodischen Schmerzanwandlungen eines chronischen Leidens. Diese Schmerzen kehren bei jedem Anfall heftiger wieder. Die nationale Energie des herrschenden Magyarentums in Ungarn trägt über die weichere Kompromißnatur, die der Volkscharakter und die Mischung der Nationalitäten dem österreichischen Regiment seit langer Zeit aufgeprägt haben, in der Regel den Sieg davon. So haben die Ungarn eine gewisse Meisterschaft in jener Methode erlangt, die man heutzutage in der diplomatischen Kunstsprache als „Bluff“ zu bezeichnen liebt. Was aber diesem verwegnen „Bluff“ noch einen besondern Nachdruck gibt, ist, daß man den ungarischen Staatsleitern auch



wirklich Schritte zutrauen darf, die zwar, vom ernsthaft politischen Standpunkt aus gesehen, als heller, selbstmörderischer Wahnsinn erscheinen müssen, die aber an dieser Stelle doch möglich sind, weil einerseits das rabiate, heißblütige Temperament dieses Volks zu allem fähig ist, andererseits eine Geschäfts- und Sonderinteressenpolitik herrscht, die um ihrer eignen Macht willen unbekümmert das Ansehen des Staats preisgeben würde, wenn sie nur die Möglichkeit behält, aus den Instinkten der magyarischen Volksmasse Nutzen zu ziehen. Es gibt eben in Ungarn zu viele Leute, die — ganz buchstäblich genommen — vom Chauvinismus leben. Deshalb sind die Bestrebungen der ungarischen Unabhängigkeitspartei, die für jeden sachlich urteilenden Politiker den Gipfel des Unwahrscheinlichen zu ersteigen scheinen, doch bis zu einem gewissen Grade ernst zu nehmen. Ein politischer Typus wie zum Beispiel Franz Kossuth, der in die Rolle eines Staatsmanns geschoben wurde, weil seine Landsleute ihn in dieser Beziehung für „erblich belastet“ hielten, wäre sonst unmöglich. Und doch ist auch hier dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Auch in Ungarn gibt es eine Macht, die die magyarischen Volksinstinkte leicht auf andre Wege bringen könnte, wenn sie ernstlich den Versuch dazu machen wollte. Das ist die Krone. Die ungarischen Volksmänner haben deshalb mit ihrer parlamentarischen Macht alles versucht, diese für sie gefährliche Macht soviel wie möglich auszuschalten. Diesen Versuchen hat freilich der greise Monarch in allen entscheidenden Fragen eine bemerkenswerte Festigkeit und Zähigkeit entgegengesetzt. Aber seine konstitutionelle Gewissenhaftigkeit sowie vielleicht auch manche persönlichen Erinnerungen und Empfindungen, die ihn wohl verhindert haben, das volle Gewicht der ungarischen Krone in die Wagschale zu werfen, haben ihn auch nicht einen Schritt weiter gehn lassen, als zur Abwehr der radikalen Ansprüche notwendig war. Dieselbe strenge Gewissenhaftigkeit in der Wahrung der Kronrechte hat den Monarchen jetzt aber bewogen, den Thronfolger zu den Verhandlungen heranzuziehen, und man gewinnt den Eindruck, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen diesem Hervortreten des Thronfolgers und der Nachgiebigkeit der ungarischen Staatsmänner zu konstruieren ist. Es scheint, daß die Ungarn doch die Sorge beschlichen hat, ein jüngerer, kräftiger Herrscherville könne sich der Machtmittel erinnern, die ein König von Ungarn auch heute noch in der Hand hat. Am Horizont droht die Frage der Wahlrechtsreform, und der König braucht nur die Initiative in dieser Frage zu ergreifen, um einen großen Rehraus in dem Prachtbau am Donauufer in Budapest zu veranstalten. Das fürchten die Herren mehr als die Minderung des internationalen Ansehens ihres Staats, und darum haben sie sich gehütet, den Bogen weiter zu überspannen. Wir können es mit Genugtuung begrüßen, daß die Grundlage, auf der die internationale Machtstellung der uns verbündeten Monarchie ruht, unerschüttert geblieben ist.

In der innern Politik werden die Auseinandersetzungen, die den bevorstehenden parlamentarischen Winterfeldzug einzuleiten pflegen, etwas lebhafter. Überall aber, außerhalb des Zentrums und der Sozialdemokratie, spricht sich die wachsende Überzeugung von der Notwendigkeit der Blockpolitik aus. In der Reihe der Parteitage ist der der Nationalliberalen besonders zu bemerken, weil die Befürchtung nicht ganz von der Hand zu weisen war, daß die Gefahr einer Spaltung durch die Entwicklung der sogenannten jungliberalen Bewegung bevorstünde. Die Auseinandersetzungen zwischen der Parteileitung und der nationalliberalen Jugend hatten schon im vorigen Jahr in Goslar einen teilweise peinlichen Charakter angenommen. Neuerdings schien es, als ob die Stellungnahme der süddeutschen Jungliberalen den Zwiespalt verschärft habe. Die Nichtbeachtung der Altersgrenze drohte den eigentlichen Zweck der Jugendvereine zu verschieben, und ihre von der Parteileitung abweichende Auffassung verschiedner Fragen mußte dadurch eine Bedeutung gewinnen, die dem Bestande der Gesamtpartei verhängnisvoll werden konnte. Jetzt kann nach dem Ergebnis des



Parteitages in Wiesbaden diese Gefahr als beseitigt gelten, da der Reichsverband der nationalliberalen Jugendvereine Erklärungen abgegeben hat, die die Parteileitung vollkommen zufriedenstellen konnten. Nichts hätte in der Tat gegenwärtig größere Verwirrung hervorrufen können als eine öffentliche oder latente Spaltung in einer der nationalen Mittelparteien.

Das Zentrum fährt selbstverständlich in seinen Versuchen fort, die Blockpolitik lächerlich zu machen und Unkraut unter den Weizen der Verständigung zu säen. Nebenher gehen die Bemühungen, den Reichskanzler bei dem Kaiser zu verdächtigen und Differenzen zwischen Kaiser und Kanzler zu konstruieren. Glücklicherweise ist die Ausführung bisher ebenso dumm wie ungeschickt gewesen. Ein andres Urteil ist leider nicht möglich, wenn man sieht, in welcher Weise die Kaiserrede in Münster und die Besuche verschiedener Parteiführer und anderer Parlamentarier aus den Reihen der Blockparteien beim Reichskanzler in Norderney zu dem erwähnten Zwecke ausgeglichen werden. Da wurde zu den Zeiten des seligen Windthorst doch feiner gesponnen und auch das Giftmischen mit mehr Virtuosität betrieben.

Die Wellen, die der Beleidigungsprozeß Roeren contra Schmidt geschlagen hat, kommen für die Beurteilung der heutigen Lage auch nicht unwesentlich in Betracht. Die Verurteilung des ehemaligen Bezirksamtmanns in Togo, Geo Schmidt, wegen Beleidigung des Abg. Roeren wird in der Zentrums Presse als Sieg gefeiert. In Wirklichkeit ist diese Verurteilung erfolgt aus formalen Rechtsgründen, weil bei uns eine Beleidigung als solche strafbar ist, mögen die Verhältnisse, die sie herbeigeführt haben, liegen, wie sie wollen. Man kann bedauern, daß Herr Schmidt nicht absolut vorwurfsfrei aus der Beweisaufnahme über die Tatsachen hervorgegangen ist. Aber damit wird die andre Feststellung nicht beeinträchtigt, daß Herr Roeren über ihn eine Anzahl von beleidigenden Behauptungen aufgestellt hat, die sich vor Gericht als objektiv unwahr erwiesen haben. Und das von der Reichstagstribüne herab, also unter dem Schutze der Immunität. Dieselbe Gerichtsverhandlung hat außerdem die frühere Kolonialverwaltung in ihrer ganzen Schwäche und Abhängigkeit von Parteirücksichten gezeigt. So wertvoll diese Feststellungen sind, so darf man freilich ihre Wirkung nicht überschätzen. Die Nebenregierung des Zentrums in der Kolonialpolitik hat ja ohnehin aufgehört; es bedarf nicht mehr der Aufdeckung neuer Einzelheiten aus der Vergangenheit, um diese Methode — hoffentlich endgültig — zu begraben. Und was Herrn Roeren betrifft, so wird ihm die persönliche Blamage, die für einen Parteiführer und ehemaligen hohen richterlichen Beamten eigentlich vernichtend sein müßte, in den Augen seiner Parteigenossen nicht schaden. Sie werden ihn schon herauslügen. Aber es wäre wünschenswert, wenn in der Handhabung der Geschäftsordnung des Reichstags stärkere Garantien geboten würden, um die Wiederholung der für den Reichstag recht schimpflichen Erfahrung zu hindern, daß ein Abgeordneter die persönliche Ehre eines Außenstehenden ohne genügende Beweise antastet, ohne daß sich dieser gegen den Mißbrauch der Immunität wehren kann. Besonders wenn der Parlamentarier die Praxis des erfahrenen Richters Roeren befolgt und gegen alle Bemühungen des Angegriffenen, seine Ehre wiederherzustellen, sich so lange ablehnend verhält, bis dieser sich in der Erregung verleiten läßt, sich selbst straffällig zu machen — worauf man dann eine formelle Verurteilung des ohnehin Geschädigten herbeiführen kann! Alles natürlich in majorem gloriam der Partei für Wahrheit, Freiheit und Recht!

Ist Deutschland finanziell gerüstet? Unter diesem Titel hat Dr. jur. von Flöckner eine Reihe von Artikeln veröffentlicht, die in den Grenzboten, der Deutschen Tageszeitung und den Hamburger Nachrichten erschienen sind (Verlag von Karl Curtius, Berlin W. 35. 60 Pfg.). Es wird darin die höchst aktuelle



Frage erörtert, ob die starken politischen Spannungen der Gegenwart vielleicht von Großbritannien und Frankreich, den in Europa finanziell mächtigsten beiden Staaten, dazu benutzt werden können, mit Unterstützung ihrer Finanzkräfte die Goldbestände des Deutschen Reiches zu schwächen und dadurch seine Kriegsbereitschaft herabzusetzen. Hieran anknüpfend werden die Maßnahmen erörtert, die zu einer Vermehrung des deutschen Goldvorrats, zur Besserung der Kurse der Reichsanleihen und der preussischen Konjols und zu einer Milderung der jetzt herrschenden Geldteuerung führen können. Der Verfasser schlägt Verstärkung der Kapitalbildung durch wirtschaftliche Maßnahmen vor, weitere Einschränkung des Bedarfs an Bargeld durch Entwicklung der Geld ersparenden Zahlungsmethoden, insbesondere durch allgemeine Einführung des Hamburger Giroverkehrs und endlich Verhinderung des schnellen Anwachsens der Reichs- und sonstigen Staatsschulden durch Kräftigung der Finanzen, Einführung des Tabakmonopols und durch verstärkte Schuldentilgung. Zur Vermeidung allzu hoher Zinssätze hält Flöckher nach Lage unsrer deutschen Verhältnisse in der Praxis für durchführbar die Erhöhung des Kontingents sowie allenfalls auch des Grundkapitals der Reichsbank, ferner die Gewährung zinsfreier Vorschüsse auf Goldzufuhren und vor allem den Erlaß eines Reichsgesetzes zum weiteren Ausbau des Giro- und Scheckverkehrs.

Literarische Notizen. Nicht nur die Schleswig-Holsteiner und Hanseaten unter den Lesern der Grenzboten wird ein Hinweis auf das Werk *Meerumschlungen* von Richard Dohse interessieren. Das Buch, das gute Bilder von Hermann Linde schmücken, bringt in trefflicher Ausstattung zuerst eine Anzahl von Dichtungen und Skizzen, denen ein engeres Schleswig-holsteinisches Heimatgefühl gemeinsam ist. Im zweiten Teil sind mit großem Geschick Land und Leute Schleswig-Holsteins dargestellt, wie sie von den Dichtern der beiden ehemaligen Herzogtümer und ihren Flurnachbarn gesehen werden. Der Schluß endlich reiht Erinnerungen aus alter Zeit und aus jüngerer Vergangenheit aneinander, Erinnerungen auch zugleich an die großen holsteinischen Dichter Hebbel, Storm und Groth. Ein Verzeichnis der Beiträger und aller andern lebenden Poeten, deren Wiege in Schleswig-Holstein, Hamburg oder Lübeck stand, zum Teil mit kurzen Selbstbiographien, rundet das Werk ab. Aus dem Inhalt sei Einzelnes nicht hervorgehoben und nur auf die ganz wundervolle einleitende Betrachtung Gustav Falles verwiesen, die wirklich das Wesen des Landes restlos wiedergibt. Trotz der strengen Durchführung des Grundsatzes, daß nur Beiträge von gebürtigen Schleswig-Holsteinern aufgenommen werden sollten, ist das Buch ohne provinzielle Scheuklappen geworden, was es ist, und zugleich ohne die heimatliche Kritiklosigkeit, die in ähnlichen Werken leider so oft Triumphe feiert. So sei das stattliche, dazu noch sehr wohlfeile Buch, das Alfred Janßen in Hamburg verlegt hat, gelegentlich empfohlen.

Seit einiger Zeit ringt eine neue Volksbücherei um Beachtung. Sie nennt sich Deutsche Bücherei und erscheint im Verlage von H. Neelmeyer (Expedition der Deutschen Bücherei) in Berlin SW. 61. Diese Hefte, die bei einer Stärke von sechs bis sieben Bogen broschiert 30 Pfennige, gebunden 50 Pfennige kosten, bringen in bunter Folge, aber mit sorgfältiger Auswahl den besten Lesestoff. So erwähne ich besonders aus der letzten Zeit zwei reizende Hefte des bekannten Pädagogen Wilhelm Münch. Das eine betitelt sich „Allerlei Menschliches“ und bringt eine Reihe geistvoller Betrachtungen, die alle von Bildungsfragen ausgehen, das andre, besonders frische, enthält unter dem Titel „Gestalten vom Wege“ eine Kette von Erinnerungen, die ein leiser Humor durchflingt. Richard Sternfeld hat in Band 47 und 48 seine Aufsätze über Richard Wagner und die Bayreuther Bühnenfestspiele gesammelt und legt in den Bänden 64 und 65 eine besonders seltene Gabe vor: „Aus Richard Wagners Pariser Zeit, Aufsätze und Kunstberichte des Meisters aus Paris 1841.“



Diese Wagnerschen Aufsätze, die damals in einem Stuttgarter und einem Dresdner Blatt erschienen, wirken deshalb gerade heute, wo sie zum erstenmal in Buchform dargeboten werden, wieder so frisch, weil sie den ernstesten Meister als einen gewandten und schalkhaften Journalisten zeigen, in dessen Plaudereien doch gelegentlich der Grundton seiner Meisterschaft angeschlagen wird. In den Bänden 29 und 30 sind einige der besten Essays Heinrichs von Treitschke mit solchen von Erich Mards und Erich Schmidt vereint, was bei dem hohen Preise von Treitschkes historischen und politischen Aufsätzen besonders hervorgehoben sei. Daneben veröffentlicht die Deutsche Bucherei, soweit es ihre beschränkten Mittel einstweilen gestatten, auch Novellen und Erzählungen. Ich hebe hervor Werke von Otto Ludwig, Friedrich Halm, E. T. A. Hoffmann, Eduard Mörike, denen sich in nächster Zeit noch eine ganze Zahl andrer anschließen soll. Ich empfehle das Unternehmen angelegentlich allen, denen daran liegt, die Lektüre des Volks zu veredeln. Vieles aus diesen Bänden eignet sich auch für ältere Schüler und für Schulbibliotheken.

H. S.

Galante Gedichte aus der deutschen Barockzeit.\*) Die lyrischen Gedichte des siebzehnten Jahrhunderts haben trotz mancherlei Verschiedenheit, die durch die gerade herrschende Mode bestimmt wurde, das gemeinsame, daß sie beileibe nichts Selbsterlebtes behandeln wollen. Die Dichter variieren immer aufs neue die geschmacklose Behauptung, nur ihre Gedichte, aber durchaus nicht ihre Lebensanschauung sei frei. Franz Blei hat sich der dankenswerten Mühe unterzogen, eine Auswahl der deutschen Barockgedichte unter dem Titel „Das Lustwäldchen“ nach den verschiedenen Sammlungen solcher Gedichte, die um die Wende des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts im Druck erschienen sind, zusammenzustellen, Gedichte von Christian Hofmann von Hofmannswaldau, Daniel Casper von Lohenstein und andern. Er ist der Meinung, diese Barockdichter seien bürgerlich meist sehr ehrenwerte und recht solide Herren gewesen, die sich im Lustwäldchen ihrer Poesie nur höchst platonisch ergangen. Halten wir uns an den Chorführer dieser galanten Dichter, an Christian Hofmann von Hofmannswaldau, so ist charakteristisch, daß er vorwiegend für das adliche Frauenzimmer gedichtet hat, und daß seine Dichtungen ursprünglich nur handschriftlich im Kreise seiner vornehmen Standesgenossen verbreitet worden sind. Es ist nicht zu bezweifeln, daß er absichtlich die frühere Art, die sich den Forderungen strenger, moroser Sittenrichter fügte, verlassen und rücksichtslos das enthüllt hat, was seine Vorgänger kaum mit Worten zu berühren gewagt haben. Daß er damit den Wünschen seines vornehmen Lesepublikums entsprochen, bezeugen die zahlreichen Abschriften seiner Gedichte. Erfreuten die vornehmen Frauen jener Zeit sich aber an den mehr als freien Gedichten, dann werden sie sich wohl auch nicht geweigert haben, den Spuren der Lesbien, Silvien zu folgen. Die spätern Nachfolger der vornehmen Dichter mögen ähnlich wie die nicht ritterlichen Minnesänger das Nachsehen gehabt haben und so vielleicht platonisch geworden sein. Literar- und kulturhistorisch ist das Lustwäldchen von hohem Werte, damit man sich von dieser Art Galanterie überzeugen kann; für Unreife ist das Buch nicht bestimmt. Reizend ist die stilgerechte Ausstattung.

H. Reifferscheid

Rembrandt und Donatello. Vor einigen Wochen hat sich die große Rembrandtfeder des Sommers 1906 geführt; wir nehmen deshalb Anlaß, mitzuteilen, daß das schöne, nicht teure Lieferungsstück über diesen energiereichsten aller germanischen Maler, das der Kunstverlag von Richard Bong herausgibt,\*\*) inzwischen

\*) Das Lustwäldchen. Galante Gedichte aus der deutschen Barockzeit. Gesammelt und herausgegeben von Franz Blei. München, Hans v. Weber, 1907. 127 S. Den Bordertitel zeichnete Konstantin Somoff, St. Petersburg, den Rückentitel Else Gerike, Berlin.

\*\*) Rembrandt in Bild und Wort. Herausgegeben von Wilhelm Bode unter Mitwirkung von Wilhelm Valentiner. Berlin usw., Richard Bong, Kunstverlag, v. J.



vollständig geworden ist. Der Text von Wilhelm Valentiner besteht in einem kundigen, gelassenen Umschreiben des Lebensinhalts und künstlerischen Schaffens des Meisters, dem man mühelos folgt; alles ist so wohl abgewogen, daß zu Widerspruch kaum Gelegenheit ist. (Nicht genügend begründet scheint uns der Satz, daß Rembrandts Vater auf des Sohnes Schauspielen keine sympathische Rolle spiele.) Als die feinsten Teile des Textes haben wir die Stellen empfunden, wo Rembrandts Lehrer und ihr möglicher Einfluß auf den Schüler charakterisiert, wo die ersten Selbstporträts besprochen werden, und wo Rembrandts Umbilden gesehener Naturformen zu einem Landschaftsbilde dargelegt wird. Der Text ist nicht nur mit zahlreichen Gemälde- und Radierungsreproduktionen durchsetzt, sondern auch mit vielen Nachbildungen wenig bekannter Feder- und Tuschzeichnungen des Meisters; die Hauptzierde aber des Werkes sind die sechzig prächtigen Kupferdrucke nach Hauptbildern Rembrandts.

Soeben gibt auch der Teubnersche Verlag in seiner Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ ein Rembrandtbändchen heraus (mit 50 Abbildungen). Der Verfasser, Professor Schubring, meint darin einmal, Rembrandt habe nicht für gewissenhafte, sondern für lebendige Augen gemalt. Wir finden dieses Gegenwort nicht ganz glücklich; lassen wir es aber einmal gelten, ja acceptieren wir es, damit wir — vielleicht mit mehr Recht — sagen können: dieses Rembrandtbüchlein ist nicht für gewissenhafte, wohl aber für lebendige Leser geschrieben. Solche lebendige Leser werden von dem Menschentum Rembrandts nirgends ein so kräftiges und inniges, so psychologisch tiefes und dämonisch treues Bild erhalten wie hier.

Auch die Deutung Donatello's, des zweihundert Jahre frühern großen Florentiners, der an Künstlergewalt ein Geistesverwandter Rembrandts war, „liegt“ Schubring, wie uns der neueste Band der roten „Klassiker der Kunst“ (Deutsche Verlagsanstalt) bestätigt. Es ist merkwürdig: es gibt bei näherem Zusehen manchen Vergleichungspunkt zwischen diesen beiden Meistern; und vielleicht noch merkwürdiger: der uns zeitlich, räumlich und nationell fernere junge Donatello, schlägt er nicht zum Beispiel mit seiner plastischen Opferung Isaaks das entsprechende Bild des jungen Rembrandt? Mit Interesse sieht man, daß auch eine Donatello zugeschriebene Zeichnung (Geißelung Christi, Affizien) schon Bühneneindrücke verarbeitet, wie das Rembrandt manchmal getan hat.



**Irex-Zahnpulver** ist ein  
Ideal-Präparat von denkbar  
zartester Feinheit, unvergleich-  
lich für die Pflege und Weiß-  
haltung der Zähne.

Sehr sparsam im Verbrauch. Eine  
Dose Irex (Preis M. 1.—) enthält  
etwa 60 Portionen Irex-Zahnpulver,  
reicht also bei täglichem Gebrauche  
etwa 2 Monate.